Fräulein Detektiv.

Der falsche und der wahre Erbe.

Von M. McDonnell Bodkin. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Margarethe Jacobi.

(Schluß.)

„Die gute Kitty verlieh mich an jenem Abend, und bis die neue Wärrerin kam, sollte Frau Caruth meine Pflege übernehmen. Zur Nachtzeit betrat sie das düstere Krankenzimmer, zog ein Bündel unter ihrem Mantel hervor und machte sich an der Wiege zu schaffen. Ich schloß die Augen, um nicht zu sehen, wie sie die Kleider der beiden Kinder vertauschte. Wie ein finsterner Schatten glitt sie zur Thür hinaus und ich hörte ein Kind schreien. Das schnitt mir ins Herz gleich einem Messer: mein Knabe stieg mich an, ihn zu retten; aber alle Lebenskraft war von mir gewichen, ich fühlte mich herbrennend und fürchtete mich doch entsetzlich vor dem Tode. „Als ich wieder zu klarem Bewußtsein erwachte, schien der helle Tag ins Zimmer. Ich ahnte nicht, daß inzwischen ein Monat vergangen war. Der Arzt sprach mit meinem Wanne, dessen Blick auf mich ruhte. „Ihre Frau ist jetzt außer Gefahr,“ sagte er. An ihrer Erhaltung habe ich übrigens kein Zweifel; aber, daß der Knabe lebt, ist ein wahres Wunder.“ Er war frisch und rosig und ich schweigte in seinem Anblick. „Stellen Sie sich vor, Dora, daß ich Frau Caruth und ihren verruchten Plan gänzlich vergessen hätte und mit einbildete, es sei mein eigenes Kind. Welche Thorheit, an den untrüglichen Instinkt der Mutter zu glauben! Ich liebte den Sohn jener abschuldigen Frau mit allen Fasern meines Herzens. Als mir die Erinnerung langsam zurückkehrte, beachtete mich der Gedanke fast um den Verstand, aber an meiner Liebe änderte das nichts. „Man sage mir, Frau Caruth sei spurlos verschwunden. Nach zwei Jahren kehrte sie jedoch ins Dorf zurück und brachte einen kleinen Knaben mit — meinen und Roderichs Sohn, den wahren Erben von Dunscombe, den ich seiner Rechte beraubt hatte. „Seitdem fühle ich mich unausprechlich elend in dem Bewußtsein, was ich für eine unnatürliche Mutter bin. Aber ich konnte und kann den Knaben, den ich liebe, nicht für meinen Sohn hingeben, der meinem Herzen fremd ist. „Frau Caruth war das wohl zufrieden. Ich gab ihr von Zeit zu Zeit Geld, und weiter verlangte sie nichts. Aber der Knabe, mein armer unglücklicher Sohn, ist auf böse Wege geraten. Heute kam sie, um mir zu sagen, man habe ihn auf einem Diebstahl erkappt und festgenommen. Ich mußte dafür sorgen, daß sein Vater ihn aus dem Gefängnis befreite, sonst würde sie alles verfallen. „D, ich bin das elendeste Wesen unter der Sonne. Helfen Sie mir, Dora! Was sange ich nun an?“ „Sie müssen die Wahrheit gestehen.“ „Das kann ich nicht. Wie sollte ich es wagen! Es bräute Roderich um, wenn er erführe, daß sein Sohn ein Dieb ist. Ich weiß wohl, wie grausam und furchtbar es ist, daß ich mein eigenes Kind habe und einem andern an seiner Statt meine Liebe zuwenden. Doch es läßt sich nicht ändern. Wenn Sie morgen Archibald sehen, werden Sie meine Gefühle begreifen und mich bemitleiden.“ Am andern Tag kam vom Bahnhof ein Jagdwagen am Haus vorbeigefahren; ein munterer krausköpfiger Schulknabe hüpfte heraus, sprang wie ein Gummiball die Stufen hinauf und in Alice Ahlmers ausgebreitete Arme. Lebend und erröthend schloß sie ihn an ihr Herz. „Denke dir nur, Mutter, fast hätte ich mein „Glück“ verloren.“ rief er, während er noch an ihrem Halse hing. „Es fiel mir von der Uhrkette auf den Bahnschienen und wäre fast auf die Schienen gerollt. Bitte, vernahme es, bis man es wieder an der Kette festmachen kann.“ Damit legte er eine kleine silberne Medaille auf das Schränkchen, neben dem er stand. „Gut, ich will es an mich nehmen,“ versetzte sie. „Seh jetzt nur auf dein Zimmer.“ Sobald der Knabe fort war, schwand alle Freude aus Frau Ahlmers Zügen und sie warf Dora einen flehenden Blick zu, dem diese jedoch auswich. „Sein Glück? Was wollte er damit sagen?“ Dora hatte die Medaille in die Hand genommen und betrachtete sie von allen Seiten. Sie war alt und abgenutzt, doch konnte man noch eine weibliche Gestalt darauf erkennen, die eine Krone trug und rings von Büntchen umgeben war, die wie Sterne ausahen. „Das gehört auch zu der Geschichte,“ sagte Alice. „Die Schamünze war an einem dünnen weißen Band fest um des Kindes Hals gebunden, das ich zerhacken mußte, um sie abzunehmen. Als ich Frau Caruth danach fragte, geriet sie zuerst in Verlegenheit und leugnete, etwas davon zu wissen. „Nach einiger Zeit gestand sie mir aber, es sei ein Amulett, das ihr eine

Zigeunerin gegeben habe. Natürlich glaube ich an solchen Zauber nicht, aber ich dachte, es könne nichts schaden, wenn der Kette die Medaille an seiner Uhrkette trüge.“ „Gaben Sie auch das Band aufbewahrt?“ fragte Dora mit einer Erregung, die zu der unbedeutenden That- sache in gar keinem Verhältnis stand. „Jawohl,“ versetzte Frau Ahlmer verwundert. „Wollen Sie es sehen?“ Und sie schloß eine Schublade ihres Schreibtisches auf, wo unter andern Erinnerungszeichen aus Archibalds frühesten Kindheit ein schmales weißes Band lag, das mit einem festen Knoten um des Kleinen Hals geknüpft gewesen und dicht am Knoten abgeschnitten war. Dora nahm es der Mutter hastig aus der Hand, legte es neben des Knaben „Glück“ auf den Tisch und betrachtete beides mit großer Aufmerksamkeit. Dann wich plötzlich die Spannung aus ihren Nerven, und sie wandte sich mit strahlendem Lächeln zu Frau Ahlmer hin. „Es ist alles in Ordnung,“ sagte sie. „Aber was denn, liebe Dora?“ fragte Alice erstaunt über die Zuversicht in Ton und Wesen der Freundin, die sie nicht zu deuten wagte. „Sie sehen doch, daß das Band nur einmal zugeknüpft und nie wieder abgenommen worden ist?“ „Das ist ganz klar, aber —“ „Nur Geduld! Ich will Ihnen sagen, was das Amulett der Zigeunerin eigentlich ist: eine geweihte Dentsünze, auf deren Schutz die Katholiken fest vertrauen. Kein Wunder, daß Frau Caruth sich nicht erklären konnte.“ „Dora, Sie erschrecken mich. Reden Sie weiter!“ „Sie werden mich gleich verstehen. Sagen Sie mir nicht, Ihre katholische Wärrerin habe für den Knaben gebetet, noch ehe die Kinder vertauscht worden waren? Sie hat ihm die Medaille um den Hals gebunden, und sie ist niemals entfernt worden, bevor Sie das Band zerschnitten haben. Können Sie jetzt die frohe Botschaft errathen?“ „Es ist mein Kind, mein eigenes Kind!“ Die Worte kamen in gedrohenen Lauten über Frau Ahlmers Lippen. „Natürlich, Ihr eigenes Kind, liebe Alice,“ versetzte Dora mit Bestimmtheit. „Ihre Mutterliebe hat sich nicht getäuscht. Frau Caruths Plan ist leicht zu durchschauen; sie hat weder die Kinder, noch deren Kleider jemals vertauscht, sonst hätte sie die Dentsünze bemerken müssen. Sie behielt ihr eigenes Kind, das sie gewiß auch auf ihre Art lieb hatte, und wußte Ihnen den Glauben beizubringen, daß es das Jüngere sei. Möchte Ihr Sohn nun leben, oder sterben, so hatte sie immer die Möglichkeit, aus dem Betrag Nutzen zu ziehen.“ Hoffnung und Freude malten sich in Frau Ahlmers Blicken. Und als jetzt Archibald lustig ins Zimmer gestürzt kam, die Angelkette in der einen Hand und seine Ballkette in der andern, war er nicht wenig erstaunt, als ihn die Mutter fest an sich riß, so daß sein Spielzeug auf den Boden fiel, ihn mit Liebstößen überhäufte und so fest ans Herz drückte, als wolle sie ihn nie wieder aus ihren Armen lassen. „Mein Sohn,“ rief sie dabei, „jetzt endlich, endlich gehört du mir ganz!“ Als Frau Caruth am nächsten Morgen Alice wieder zu sehen verlangte, wurde sie von Fräulein Dora Mryl empfangen. Bei dem Kreuzer- hörd, das die scharfsinnige junge Dame mit ihr anstellte, verlor die Betrügerin bald alle Fassung und gestand ihre That ein. Mit Furcht und Zittern schloß sie aus dem Dorfe und stürzte fortan Alice Ahlmers Frieden niemals wieder. „Sie sind unser guter Engel, Fräulein Mryl,“ sagte Herr Ahlmer an jenem Abend, als die drei beisammen saßen, und Alice lächelte dazu glücklich, denn auch unter Thranen. Sie hatte ihrem Gatten alles gestanden, und nun sie seiner Vergebung sicher war, lehrte wieder Ruz in ihre Seele ein. „Na,“ wiederholte Roderich Ahlmer mit Nachdruck, „Sie sind unser guter Engel. Ihnen verdanken wir alles Wohlgefundene Glück. Eine dunkle Wolke hing über unserm Hause und Sie waren die Sonne, die sie vertreiben hat. Nun müssen Sie uns aber auch gestatten, Ihnen unsere Dankbarkeit zu beweisen und —“ Da unterbrach ihn Dora mit munteren Worten. „Reden Sie doch nicht in so poetischen Ausdrücken, Herr Ahlmer,“ sagte sie. „Ich bitte Sie nur, mich gelegentlich bei Ihren Freunden zu empfehlen, denn jetzt habe ich meinen Beruf entdeckt und will diese Karte sogleich nach der Dunscombe schicken.“ Die junge Dame hatte, während sie sprach, etwas auf ein Stück Papier geschrieben, das sie jetzt vor Roderich Ahlmer hinlegte.

In fauberer, klarer Schrift, fast so deutlich, als wäre sie gedruckt, waren darauf die Worte zu lesen: Fräulein Dora Mryl, Geheimpolizistin.

Die versteckte Violine.

„Ich käme gerne, Sylvia, aber ich kann nicht.“ „Du mußt, Dora!“ „Das ist leicht gesagt. Ich habe einen dringenden Fall zu bearbeiten, der bis morgen fertig sein muß. Wo soll ich die Zeit hernehmen?“ „Du wirst es schon einrichten.“ Die beiden Mädchen hatten am Nachmittag in Doras freundlichem, kleinem Wohnzimmer beaglich bei einer Tasse Thee gesessen. Jetzt sprang Sylvia so hastig auf, daß ihr seidenes Kleid raschelte; schelmische Grinsen zeigten sich in ihren Wangen und ihre Augen leuchteten. Sie mußte wohl eine angenehme Ueberraschung für die Freundin auf dem Herzen haben, die sie nur noch mit Mühe zurückhielt. Dora folgte ihr mit den Blicken. „Höre, Sylvia, ich bin zwar Geheimpolizistin, aber dein Räthsel kann ich nicht rothen. Wenn du es etwa in deinem neumodischen seidenen Kermel verbergst, dann nur heraus damit!“ Sylvia stellte sich in freudiger Erregung vor sie hin. „Signor Nicolo Amati wird bei uns spielen. So, nun weißt du's.“ Dora Mryl dachte an keinen Widerstand mehr. „Natürlich komme ich,“ sagte sie lächelnd. „Ob du Zeit hast oder nicht?“ „Unter allen Umständen!“ Eine solche Gelegenheit hätte sich auch niemand entgehen lassen, geschweige denn ein Mädchen wie Dora Mryl, der die Lebenslust in allen Fingergliedern prickelte. Ganz London — das heißt, das ganze gebildete und kunstliebende Publikum Londons, war noch immer voll davon, daß der berühmte Mäcen und Musikkenner, Lord Mellescent, bei einer Reise, die er mit seiner Tochter Sylvia durch Norditalien machte, in einem unter Weinlaub verborgenen Dörfchen am Ufer des Po einen wunderbaren Violinisten mit einer himmlischen Geige entdeckt hatte. Der Lord war sofort überzeugt gewesen, daß die Geige ein Meisterwerk von Antonio Stradivarius sein müsse, und der Geiger erwiderte sich als ein dritter Nachkomme von Nicolo Amati, dessen Namen er trug. Seit Jahrhunderten hatte sich das kostbare Instrument von Generation zu Generation in der hochbegabten Familie Amati vererbt und für die einfachen Dorfbesitzer Musik gemacht. Bei Hochzeiten hatte es zum Tanz aufgespielt und an den Gräbern habe es seine Klage erschallen lassen. Unter allen Geigern aber, die je mit dem Bogen seine Saiten gerührt hatten, galt der junge Nicolo für den ausgezeichnetsten. Er wußte seiner wunderbaren Violine Töne zu entlocken, die lieblicher waren als das Vogelgezwitscher zur Frühlingzeit und wehmüthiger als das Sighnen des Herbstwindes in den entlaubten Bäumen. Lord Mellescent geriet außer sich vor Entzücken und konnte sich vor dem sonnigen Dörfchen nicht losreißen, bis es ihm noch ein Monat gelang, den Geiger sammt seiner Violine nach dem nebligen London zu entführen. Man mußte sogar, die blauen Augen seiner goldhaarigen Tochter Sylvia seien bei dieser Eroberung nicht ganz unbeschädigt geblieben. Nicolo Amati hatte keine Kunst nicht auf theoretischem Wege erlernt. Die zauberhaften Melodien, die er zu spielen verstand, wurden ihm nur, wenn man so sagen darf, durch das Gehör als Erbtheil übermittelt. Seine ganze Seele war voll Song und Klang, und die Musik entströmte den Saiten seines Instrumentes mit solcher Leichtigkeit, wie der Nachtigall ihr Lied aus der Kehle quillt. Als er nun die Meisterwerke der großen Komponisten kennen lernte, sah er sich in eine neue Welt veretzt, die ihm ungebundene Genüsse bot. Am Frühling war er nach London gekommen, und als man die Ankündigung las, daß er im Anfang des Herbstes zum ersten Male öffentlich aufzutreten werde, wurden die Gemüther von fieberhafter Erwartung erfüllt. So standen die Dinge, als Lord Mellescent's Tochter ihrer Freundin Dora Mryl die aufregende Nachricht vermittelte, daß der Künstler, noch vor dem öffentlichen Konzert, bei einem Empfangsabend in ihrem elterlichen Hause spielen würde. Beide Mädchen waren Schulgenossen gewesen. Die um drei Jahre ältere Dora, die sowohl in der Klasse als auf dem Spielplatz immer die Erste war, hatte sich der schüchternen blondlockigen Kleinen bei ihrem Eintritt in die Schule liebevoll angenommen und ihr alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Daraus entstand allmählich eine innige Freundschaft, doch war und blieb Dora für Sylvia immer eine Respektperson, und die Großtochter schaute mit Ehrfurcht und Liebe zu der Geheimpolizistin auf. Seit einiger Zeit widmete sie aber auch zugleich dem wunderbaren Italiener ihre Huldigung und Signor Nicolo Amati wurde häufig in den Gesprächen der Freundinnen erwähnt. Dora brante vor Begierde, ihn zu sehen und zu hören, und zwar nicht um Sylvia's willen. Sie selber liebte die Musik leidenschaftlich und wünschte

sich persönlich davon zu überzeugen, ob der neue Wärrin am Kunstbühnen des Reichthums würdig sei, den man ihm streute. „Ich teme natürlich seinen unergleichlichen Werth,“ sagte Sylvia, als die erste Aufregung der Mädchen verfliegen war und sie wieder ruhig Platz genommen hatten. „Aber mir gibt es in ganz London aber nur noch zwei Leute, die ihn gehört haben, Papa und seinen alten Lehrer. Alle übrigen kommen fast um vor Neugier, gerade wie du, Dora. Und wenn du etwa glaubst, es wird sich herabstellen, daß mein Schwann nur eine Gans ist, so irrst du dich gewaltig. Wir werden an dem Abend nicht mehr als fünfzig Personen bei uns sehen, obgleich man sich förmlich bestreimt hat, um Einladungen zu erhalten. Seit vierzehn Tagen sehe ich mich genöthigt, verkleidet umherzugehen, sonst wäre ich nicht mit dem Leben daangekommen.“ In ihrer glückseligen Gemüthsstimmung plauderte Sylvia immer weiter. „Monieur Gallasseau kommt auch. Nicht wahr, du kennst ihn doch? Er ist der zweitbeste Violinist der Welt. Bis jetzt hält er sich für den ersten Meister, aber er wird seinen Irrthum schon inne werden. Nein, schüttle nur nicht so ernsthaft den Kopf; du hast ja unsern Italiener noch nicht gehört?“ „Du meinst wohl die in den Italiener, Sylvia?“ „Wenn du mir die Worte im Munde verdröht, Dora, nehme ich die Einladung für dich zurück, hörst du! Komme nur ja recht früh. Jetzt muß ich aber gehen.“ Sie war bei dem Scherz der Freundin lieblich erröthet und verließ rasch das Zimmer. Unter den fünfzig Einladungen, die im großen Empfangssaal des Mellescent'schen Hauses in der Parkstraße versammelt waren, herrschte die freudigste Spannung; ja sie konnten es kaum erwarten, bis die Diener, die mit silbernen Theebrettern geräuschlos zwischen den Gästen umhergingen, die Erfrischungen herumgerückt hatten. Aus dem leisen Gemurmel der Stimmen hörte man immer nur einen Namen heraus oder allerlei abgeriffene Sätze, wie: „Man sagt, es sei entzückend!“ — „Die reinste Sphärenmusik!“ — „Die ganze Geige soll aus einem Stück Holz geschnitten sein!“ — „Und er ist noch so jung und ein so schöner Mann!“ — „Er hätte sich gar nicht von Lord Mellescent überreden lassen, nach London zu kommen, wäre Sylvia nicht gewesen. Aber man sagt, sie habe alles daran gesetzt.“ — „Der Lord kann aber doch unmöglich seine Einwilligung geben. Er ist viel zu.“ — „Heutzutage ist nichts unmöglich. Das Genie dringt überall durch und verdrängt alle Schranken.“ Unterbrechend sah Sylvia unbefangenen neben Dora Mryl in der vordersten Reihenreihe, gegenüber dem Podium, in dessen Mitte das Violinpaß auf dem dunkelrothen Teppich stand. Sie sah reizend aus in dem weichen Roschmirkel mit den blauen Bandhäufchen; freudige Erwartung strahlte aus ihren Blicken und ihre Wangen glühten wie die Rosen. Jetzt entstand eine plötzliche Stille und aller Augen richteten sich auf das Podium, als Lord Mellescent mit zwei Herren aus einer Seitenthür trat. Einige der ersten musikalischen Größen Londons folgten ihnen. Der berühmte Franzose Gallasseau, ein großer, breitkühler Mann mit dunkler Gesichtsfarbe, schritt lächelnd zu Mellescent's Rechten; doch der junge Italiener zu seiner Linken fesselte vorzugsweise die Blicke der Anwesenden. Hätte auch bisher nichts von seinem Genie verlautet, so würde seine Schönheit allein die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben. Man glaubte, eine griechische Göttergestalt zu sehen; sein blühendes Gesicht trug wahrhaft klassische Züge und aus seinen schwarzen Augen sprühte feurige Begeisterung. Im Saal war alles todtensstill, nur auf dem Podium hörte man Stimmengemurmel. Der gescheidige Franzose bestand mit höflichen Worten darauf, seinem jungen Berufsgenossen den Vortritt zu lassen, und noch einigem Hin- und Herreden trat Nicolo Amati vor auf die Estrade. Eine wundervoll alte Geige, die beim Kerenzlicht ihre satte, dunkelrothe Färbung zeigte, schmiegte sich an sein Kinn. Er schien sie nur zu lieben, so leicht war der Griff, mit dem er sie hielt. Als er dann mit dem Bogen über die Saiten strich, lauschte das Publikum in atembloser Erregung. Solche Töne waren noch nie erklungen, seit Orpheus durch die Macht seiner Musik wilde Thiere gezähmt, Bäume und Steine bewegt und den grimmen Beherrscher der Unterwelt erweicht hatte. Die wahrhaft entzückenden, herausgehenden Klänge nahmen Herzen und Sinne gefangen. Beschloß wie das Leben selbst riesen sie bald Freude und Liebe, bald Gram und Kummer nach. Gleich einem Regen viersärdiger Funken perkten die Noten rasch und klar hervor, und dann wimmerte, sagte oder sang die Zauberorgel wieder in der Hand des Meisters. Sie floss über so süßen Melodien, als habe sie allen Wohlklang bewahrt, der ihr je entlockt worden war, und wolle im Schatz ihrer Erinnerung schwelgen. Als die Musik endlich in langen, schmelzenden Akkorden dahinstarb, füllten sich aller Augen mit Thränen und eine Weile schienen die Zuhörer noch in Besten den himmlischen Klängen zu lauschen. Dann brach der Befall los, aber nicht wild und stürmisch, sondern gedämpft, mit ehrfürchtiger

ler Scheu, wie aus tiefbewegten Herzen kommend. Amati verbeugte sich dankend und Dora flüsterte: „Sein Spiel hat ihn selber gerührt, sich nur den feuchten Glanz in seinem Blick.“ Sylvia erwiderte kein Wort, sie sah regungslos da und ihre Augen leuchteten wie verklärte. Jetzt erhob sich ein Gemurmel im Saal. Gallasseaus Namen wurde gerufen, aber ohne besondere Wärme. Doch der Franzose wußte auf nichts eingehen; er meigerte sich zu spielen. „Nein, nein,“ sagte er und zog seine breiten Schultern in die Höhe. „Ich will den Zauber nicht brechen. Der Besiegte grüßt den Sieger,“ fügte er hinzu, indem er sich lächelnd vor Amati verneigte, „doch möchten Sie mich gewiß nicht öffentlich an ihren Triumphwagen fetten, mon ami. Wenn ich Ihnen allein vorspielen und Ihrer Geige zuhören dürfte, würde ich es als eine Gunst betrachten. Aber das ist viel leicht zu viel verlangt.“ Er noch Lord Mellescent Einwendungen erheben konnte, erwiderte Amati höflich und in stehendem Englisch, das im Munde des Italiener einen besondern Wohlklang gewann: „Sie sind allzu bescheiden, Monieur Gallasseau. Es wird mir eine Ehre sein, wenn Sie mich morgen um zwölf Uhr in meiner Wohnung aufsuchen wollen. Ich sehe dann sammt meiner Violine ganz zu Ihren Diensten.“ Gallasseau dankte ihm verbindlich und ohne eine Spur von Reiz. Die meisten Zuhörer hatten sich erhoben und entfernten sich geräuschlos, als ständen sie noch unter dem Zauberband der Musik. „Dora, du bleibst!“ flüsterte Sylvia der Freundin zu. „Amati verbringt den Abend bei uns und wird noch mehr spielen. Ihr müßt gute Bekannte werden.“ „Es ist nicht mein Verdienst, Signorino,“ sagte der Italiener im Laufe des Abends zu Dora Mryl, die kaum Worte fand, um ihr Entzücken über seine Kunst auszusprechen. „Ich spiele nicht; meine Geige thut es. Sie ist voller Melodien, die nur schlafen, bis mein Bogentrich sie weckt.“ „Ein wunderbares Instrument!“ fiel jetzt Lord Mellescent ein, der sich die Gelegenheit, sein Stedenpferd zu reiten, nicht entgehen lassen wollte. „Sie wissen doch,“ fuhr er zu Dora gewandt fort, „daß es ein Meisterwerk von Stradivarius ist; dessen eigene Handchrift bürgt uns dafür. Er selbst hat die Violine seinem Vaten, dem Sohne seines Lehrers Nicolo Amati, geschenkt. Zweihundert Jahre lang haben Mitglieder der Familie Amati auf der Geige gespielt und ihr Ton ist heute noch zauberhafter als an dem Tage, da sie aus des Meisters Hand hervorging. Keine Violine in der ganzen Welt läßt sich mit dieser vergleichen. Sehen Sie nur die Schneide an, wie fauber, scharf und fein sie geschnitten ist! Wie anmüthig ist die Biegung des Halses, wie schön geschwipert der Reinsongobon. Und erst der Firnis, dieser wunderbare Firnis, dessen Bereitung für die heutige Welt ein unerforschtes Geheimniß ist — er glüht von innen heraus, wie Drachensblut.“ Mellescent hielt die Violine gegen das Licht und die glatte Oberfläche funkelte wie dunkelrother Wein in stedenloser Schönheit; nur an den Stellen, welche die Hand zahlloser Geiger während der langen Reihe von Jahren berührt hatte, schimmerte die Unterlage von goldgelbem Firnis durch das abgenutzte hellere Roth hindurch. Dora, die überall Bescheid wußte, verstand sich auch auf Violinen und konnte den Werth des herrlichen Instruments gebührend würdigen. Die ganze Nacht hindurch klang die Musik ihr noch im Ohr und in der Seele fort; auch den Tag über mischte sie sich in alle aber Gedanken, und fürte sie bei der Bearbeitung des dringenden Falls, den sie gerade unter den Händen hatte. Da kamen rasche Schritte die Treppe herauf, und ohne anzuklopfen, stürzte Sylvia ins Zimmer. Dora hatte sich mit ihrem Drehstuhl umgewandt und sah Nicolo Amati's schönes Gesicht mit tröstlichem Ausdruck hinter dem häufig erregten Mädchen auftauchen. Sobald Sylvia zu Athem gekommen war, ergriff sie das Wort: „Nicht wahr, Dora, du wirst sie wieder finden! Ich habe es dem Signore versprochen. Seine Violine, weißt du — sie ist gestohlen — verschwunden — aber du findest sie gewiß.“ „Wenn ich kann,“ war Doras ruhige Antwort. Sie preßte die Lippen zusammen und in ihren klaren, grauen Augen blitzte es seltsam auf. „Vor allem muß ich die näheren Umstände erfahren. Beruhige dich, Sylvia, und nimm Platz. Sehen Sie sich Signor Amati. Nur erzählen Sie mir, wie das zugegangen ist.“ Amatis Bericht über seinen Verlust wurde häufig von Sylvia's theilnehmenden Ausrufungen unterbrochen. Viel hatte er nicht mitzutheilen. Monieur Gallasseau war statt um zwölf Uhr, wie sie verabredet hatten, schon um Elf gekommen. Als er mit seinem Violinisten in einer Droische vorfuhr, und man ihm sagte, Signor Amati sei ausgegangen, war er enttäuscht. Zuerst beschloß er, zu warten, gab aber diese Absicht gleich wieder auf. Schon nach einigen Minuten kam er, den Violinisten noch immer auf dem Arm, die Treppe herunter und fuhr fort. Man theilte dies Amati mit, als er um zwölf Uhr nach Hause kam. Gleich

darauf wollte er seine Geige aus dem Kasten nehmen, aber sie war verschwunden. Natürlich fuhr er sofort nach der etwa zwei Meilen entfernten Wohnung des Franzosen. „Als ich dort ankam,“ erzählte Amati weiter, „sagte man mir, Monieur wohne im vierten Stock. Am Eingang fand ich den Thürhüter. „Kann ich Monieur Gallasseau sprechen?“ fragte ich. „Monieur hat strengen Befehl gegeben, daß man ihn auf keinen Fall stören soll.“ „Haben Sie die Güte, ihm meine Karte zu bringen.“ „Der Mann ging mit der Karte zum Fahrstuhl, und während er dort einen Augenblick warten mußte, ließ ich unbemerkt vorbei und die steile Treppe hinauf.“ „Bravo!“ murmelte Dora leise. „Ich öffnete die Thüre des Wohnzimmers im vierten Stock — doch es war leer. Da hörte ich über mir Geigenklänge — das war meine Violine. Rasch stieg ich weiter. — Die Klänge wurden lauter und voller. D, er versteht zu spielen, dieser Monieur Gallasseau. Ich drückte auf die Klinke; die Thüre war verschlossen. Als ich heftig klopfte, hörte die Musik sofort auf; ich vernahm Schritte im Zimmer und ein Metallglockel, darauf öffnete sich die Thüre und Monieur Gallasseau stand lächelnd auf der Schwelle. „D, Signor Amati,“ sagte er, „wie freue ich mich, Sie zu sehen.“ Indem kam der Thürhüter herauf, doch er schied in ihrem Jargon fort. „Ich war eben in Ihrem Hause,“ erklärte er mir dann, „jand Sie aber nicht. Haben Sie sich in der Stunde getret, ober liegt die Schuld an mir? Dann muß ich Sie freilich sehr um Entschuldigung bitten.“ „Ich stand einen Augenblick wie verduht da über seine Frechheit. Dann brach ich los: „Ich komme, um meine Violine zu holen, die Sie mit entführt haben.“ „Er reichte mir mit verwunderter Miene seine eigene Geige hin, die auf dem Tisch lag. Wenn Sie spielen wollen — sie steht Ihnen zu Diensten. Doch ist Ihr Instrument natürlich viel schöner.“ „Meine Geige ist mir gestohlen worden, Monieur.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Wissenschaft vom Ohr.

Ein aufmerksamer englischer Beobachter, der zahlreiche Ohren seiner Landeskunde geprüft hat, ist zu der überraschenden Feststellung gekommen, daß das Ohr während der letzten Jahrzehnte des Lebens weiter wächst und daß es bis zu dem Tode damit nicht aufhört. Wenn man sich die Mühe giebt, seine Aufmerksamkeit in einer Menge auf die Ohren zu richten, so wird man bemerken, daß die älteren Personen viel größere Ohren haben als die jungen; eine Frau, die im Alter von zwanzig Jahren kleine Ohren hat, wird bei vierzig Jahren Ohren von mittlerer Größe und bei sechzig recht ansehnliche Ohren haben. Warum die Ohren das ganze Leben hindurch wachsen, während dies bei der Nase nicht der Fall ist, das ist ein Geheimniß. Auch mehrere andere Bemerkungen bezüglich der Ohren sind sehr interessant. Die Gestalt der Ohren wird durch Vererbung übertragen. Jedes Ohr pflanzt sich sozusagen mit geringen Veränderungen vom Vater auf den Sohn, von Generation zu Generation fort. Gelehrte, die über die Vererbender Forschungen angestellt haben, behaupten, daß diese ganz besonders gebildete Ohren haben, die ein Sachverständiger ohne Mühe herausfinden kann. Es giebt schließlich wahrscheinlich keinen Menschen in der Welt, der ein Paar vollkommen gleichgebildete Ohren hätte. Bei den meisten Menschen sind die Ohren merklich von einander verschieden, und zwar nicht nur in ihrer Gestalt, sondern auch in ihrer Größe. Oft sitzen sie sogar nicht in derselben Art am Kopfe. **Tod in der Literatur.** Zur guten alten Biedermeierzeit endeten Lustspiele, sowie große und kleine Erzählungen und Stützen meist mit einer Verlobung oder Hochzeit. Unser heutiges Schriftstellergeschlecht findet diesen Schluß langweilig und abgeklann und capriziert sich darauf, ohne jede Pointe zu schreiben. Viele greifen jedoch statt des deus ex machina zum Ausschiffsmittel des Todes. Von fünfzig Stützen und Novellen, die der Feuilleton-Redaktion einer Zeitung gingen, endeten einige vierzig mit dem Tode, was sehr oft Gelegenheit zu einem stimmungsvollen Abschluß bildete. Sie sterben wie die Klagen dahin, auf hohen Bergen und in tiefen Thälern, im Welt, am gedrohenen Herzen, an ganz unmöglichen Krankheiten, an Gift, am Reizüber, am langsamem sich zu Tode Seufzen, aber sie sterben unauffällig, grau, unerbittlich, im Keller, auf dem Schiff, in der einsamen Sturdrube, im Wald, im Sumpf und auf anderen Plätzen, die noch viel unappetitlicher sind. Eine große Todessehnsucht scheint demnach in den Herzen unserer modernen Schriftsteller zu schlummern. **Darin hat es der gewöhnliche Sterbliche doch gut.** Prinzessinnen können ihn nicht durchbrennen. * * * Für was ist eigentlich der Nullpunkt auf unserm Thermometer, wenn's doch beständig darunter geht?